

Zeitschrift: Frick - Gestern und Heute
Herausgeber: Arbeitskreis Dorfgeschichte der Gemeinde Frick
Band: 8 (2001)

Artikel: Aus dem Leben eines Marktchefs
Autor: Picard, Heinz / Balz-Straub, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-954932>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem Leben eines Markthefs

Heinz Picard im Gespräch mit Alfred Balz-Straub, alt Ortspolizist

33



Alfred Balz,
früherer Markthef.

Heinz Picard: Herr Balz, wie wurden Sie Markthef?

Alfred Balz-Straub: Am 1. Januar 1964 übernahm ich auf der Gemeinde das Amt eines Einwohnerkontrollchefs und Ortspolizisten. Die Organisation des Fasnachtsmarktes besorgte noch die Kanzlei, für die Folgemärkte wurde ich dann aber zum Markthef ernannt.

P: Welches waren Ihre vor- dringlichen Aufgaben?

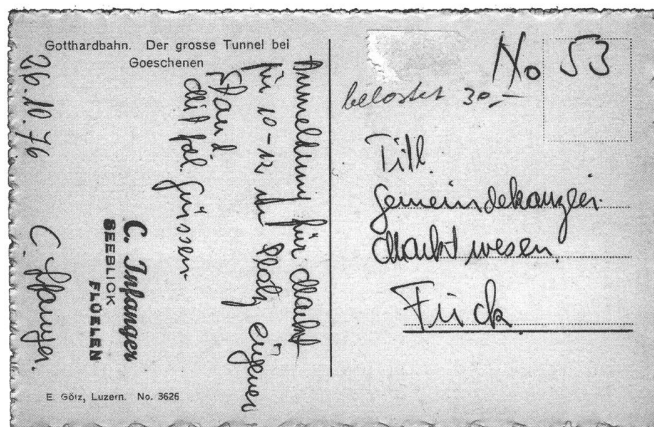
B: Zuerst mussten die Marktdaten festgelegt werden. Verbände, Zeitungen und Kalenderredaktionen drängten auf eine frühe Bekanntgabe der Termine. Der Fasnachtsmarkt ist zeitlich gegeben, die andern Märkte finden jeweils am zweiten Montag im Monat statt (Mai, August, November). Bezüglich Mai- und Augustmarkt musste ich erst Viehhändler Bollag anfragen, ob die geplanten Daten allenfalls mit einem jüdischen Feiertag zusammenfielen; traf dies zu, musste ein neuer Termin festgelegt werden. Bollag war Jude und betrieb in seinem Stall einen Kuhhandel (heute Gebäude Hauptstrasse 89/91). Als strenggläubiger Jude trat er dafür ein, dass am Sabbat nicht gearbeitet wurde. Dann trafen die Anmeldungen der Marktfahrer ein, und ich musste ihnen die Stände zuteilen. Dabei achtete ich darauf, dass nicht zwei Fahrer nebeneinander platziert wurden, welche die gleichen Produkte anboten; die wären einander bestimmt in die Haare geraten.

P: Kam es dabei manchmal zu Unstimmigkeiten, oder waren alle mit dem zugeteilten Standort zufrieden?

B: Einmal meldete sich der Präsident des Schweizerischen Marktfahrerverbandes in geharnischtem Ton am Telefon: Warum ich Verbandsmitglieder abweise und stattdessen «wilde» Fahrer bevorzugt behandle? Ich konnte ihn beruhigen: Platziert wurde nach Eingang der Anmeldungen, zudem war die Platzzahl beschränkt. Doch änderte ich nun meine Strategie: Ich sortierte die Anmeldungen aus; auf eine Beige legte ich die verbands-internen Bewerbungen, auf eine andere die der «Wilden». Im Weiteren prüfte ich, welche Verbandsmitglieder bereits früher einen Stand bezogen hatten; diese konnten ihn behalten. Dann wurden Fahrer berücksichtigt, die ich schon einmal hatte abweisen müssen. Mit diesem System waren alle Beteiligten zufrieden. Später verfeinerten wir das Verfahren noch. Ein Grundstock an Fahrern kreuzte seit Jahrzehnten auf. Ihnen teilten wir einen festen Platz zu; sie galten als angemeldet und mussten uns nur eine allfällige Absage mitteilen. Wer allerdings ohne Abmeldung nicht erschien, hatte die Standgebühr zu entrichten. Diese Abmachungen liessen wir durch den Marktfahrerverband absegnen. Sie bewährten sich bestens; aus eigenem Verschulden entstandene Gebühren wurden anstandslos beglichen.

P: Offenbar mussten Bewerber aus Platzgründen abgewiesen werden. Warum hat man den Markt nicht entsprechend vergrössert?

B: Wir hatten meist 150 Anmeldungen oder gar mehr. Doch Raum war nur für knapp 100 Bewerber da. Die Standorte unterlagen nämlich Einschränkungen: So verlangte beispielsweise die Druckerei Fricker freie Zu- und Ausfahrt; damit war eine Verlängerung des Marktge-



schehens in Richtung Schulstrasse nicht mehr möglich. Ferner war der Maschinenmarkt standortgebunden: Er wickelte sich ab im Rebstockareal und in der Geissgasse zwischen «Inseli-Schriner» (Geissgasse 88) und Liegenschaft Gottlieb Suter (Geissgasse 10). Unten im Dorf bildete das Haus Simonett die Grenze.

P: Welche Arbeiten fielen an, wenn es auf den Markttag zuing?

B: Am Freitag der vorhergehenden Woche suchte mich jeweils Werkmeister Hans Schmid auf («Pfäffer-Hans»). Ich gab ihm dann eine bereinigte Liste der angemeldeten Fahrer und der benötigten Stände. Noch am selben Tag «verführte» das Bauamt die Stände, d.h. lud sie am entsprechenden Ort ab. Dabei war allerdings Flexibilität gefragt. Bis zum letzten Moment musste man noch auf Sonderwünsche gefasst sein. Da meldete beispielsweise ein Bewerber plötzlich, er müsse mit seinem Lieferwagen

zufahren können. Jetzt galt es, die Platzverhältnisse abzuklären oder allenfalls umzudisponieren, um dem Wunsch entsprechen zu können.

P: Wie verlief der Markttag selber?

B: Die Stände mussten morgens zwischen sieben und zehn Uhr belegt werden. War ein Stand um zehn Uhr nicht besetzt, durften wir ihn weitervergeben. Abends um sieben Uhr musste der Stand wieder leer sein, damit das Bauamt mit den Aufräumarbeiten beginnen konnte. Meine Arbeit bestand aus dem Einzug der Gebühren; mir zur Seite stand Gemeindeverwalter Viktor Müller. Er amtierte als Kassier und erstellte auch die Abrechnung zuhänden der Marktkommission. Zu Beginn meiner Amtszeit kam immer noch ein Gemeinderat mit, als Autoritätsperson und Schlichter bei allfälligen Differenzen. Mich beeindruckte besonders das ruhige und Respekt einflössende Auftreten des Gemeinderates



◀◀
Marktfahrer
verwenden Post-
oder
Ansichtskarten für
die Anmeldung.

Gebührenbezug
durch
Gemeindepolizist
Alfred Balz und
Finanzverwalter
Viktor Müller.

Hans Mösch. An grössere Streitigkeiten kann ich mich allerdings nicht erinnern. Zwar waren vornehmlich unter den «Wilden» Wortgefechte an der Tagesordnung; aber solche Unstimmigkeiten waren im Beisein von Hans Mösch im Handumdrehen beigelegt. Wir begannen mit dem Einzug um elf Uhr; über Mittag legten wir eine Pause ein und erledigten am Nachmittag den Rest.

P: Wie hoch war die Standgebühr?

B: Bei meinem Amtsantritt betrug sie einheitlich zwölf Franken. Eine Ausnahme machten die ortsansässigen Geschäftsleute. Die meisten unterhielten früher ihre eigenen Stände. Doch die brauchten viel Lagerraum und bedeuteten Mehrarbeit. Daher begann man sich für das gemeindeeigene Angebot zu interessieren und handelte gleichzeitig eine Ermässigung ein. Wer als Fricker einen Stand der Gemeinde für sich beanspruchte, musste nur sechs Franken bezahlen.

P: Erinnern Sie sich besonders gern an bestimmte Marktfahrer?

B: Ja. Mit Wehmut denke ich zurück an den «Billigen Jakob». Er hatte seinen Stand gegenüber dem Restaurant Guggeli (heutiges Pub). Mochte der Markt gut oder schlecht ablaufen, der Billige Jakob hatte seine Kundschaft auf sicher. Wenn er seine Ware mit träfen Sprüchen anpries, scharte sich Alt und Jung um seinen Stand. Meist eröffnete er das Angebot mit einem Paar Hosenträger, und männiglich dachte verwundert, zum genannten Preis würde jedes einschlägige ortsansässige Geschäft ein konkurrenzfähiges gleiches Produkt anbieten. Dann aber baute er sein Angebot aus. Schuhbündel kamen dazu, Putzlappen, Schuhcreme, ein Hühneraugenpflaster u. a. Mindestens ein halbes Dutzend Artikel waren nun in

einem Set vereint; aber der Preis war der nämliche geblieben. Und so kaufte man das Endangebot. Hosenträger brauchten die Bauern, und was man dabei mit einkaufte, war zumindest preiswert. Eine raffinierte Verkaufsstrategie, nicht wahr? Eines Tages schrieb mir der Billige Jakob, er besuche nun keine Märkte mehr. Aus gesundheitlichen Gründen und altershalber. Das war eine grosse Enttäuschung für mich. Ich glaubte nicht so recht an seinen Entschluss. Doch er hielt Wort. In der Folge besuchte ich noch manche Märkte in der Schweiz, immer in der Hoffnung, wieder einen Billigen Jakob aufzutreiben, doch vergebens. Diese Art Marktfahrer war plötzlich vom Schauplatz abgetreten und endgültig verschwunden.

P: Und wenn Sie an die Marktatmosphäre denken? War der Markt früher nicht stimmungsvoller?

B: Doch, irgendwie pulsierte mehr Leben im Ganzen. Im «Engel» und im «Rebstock» war regelmässig Tanz. Und der «Adler»-Wirt Fritz Rüfenacht engagierte stets eine Liliputanergruppe, die am Nachmittag Unterhaltungsmusik machte. Aber so diskret, dass die eingefleischten Jasser daneben ungestört noch ein Jässchen klopfen konnten. Oder ich denke etwa an den Fasnachtsmarkt. Da traten immer auswärtige Gruppen auf geschmückten Wagen mit Pferdegespann auf und trugen Schnitzelbänke vor; sie fuhren den Markt hinauf und hinab und belebten ihn auf ihre unverwechselbare Art. Auch der Männerchor leistete zu meiner Zeit einen Beitrag zur Belebung des Marktes. An dessen traditionellem Jahresanlass («Chornbärgler») war es Brauch, dass Dirigent und Lehrer Alfred Mösch eine «Schnitzelbank» dichtete. Er nahm dabei Chormitglieder aufs Korn, Gemeinderäte und Dörfler; aber auch Vorkommnisse aus dem regionalen und schweizerischen Alltag. Am spätern Marktnachmit-



tag ging dann eine Gruppe von Männerchörnern von Wirtschaft zu Wirtschaft und sang ihre Schnitzelbänke. Sie verkauften sich wie frische Weggli. Heute treten allenfalls Guggenmusiken auf; die sind mir zu laut; als Strassenmusik ... warum nicht? Aber in einer Wirtschaft versteht man dann das eigene Wort nicht mehr. Mir sagt das nichts. Kunst nennen's andere. Gut, die Geschmäcker sind halt verschieden.

P: Vermutlich sehen Sie auch einiges eher kritisch in Ihrem Rückblick?

B: Ja. Die grösste Enttäuschung ist für mich, ich hab's schon gesagt, das Ausbleiben des Billigen Jakobs. Und nicht verstanden habe ich, dass die Schüler am Markt nicht mehr automatisch frei haben. In meiner Schulzeit war der Markt noch ein aufregendes Ereignis im sonst gemächlichen Alltagsstrott; darauf hätten wir um keinen Preis verzichtet.*

P: Waren Sie damals auch «Chischtefüerer»?

B: Natürlich, wie die meisten von uns. Morgens um sieben Uhr standen wir mit dem Leiterwägeli oder Zweiräderkarren am Bahnhof. Fuhr der Zug ein, traten wir auf die Geleise und schrien: «Füere! Füere! Chani füere?» (gemeint: «Kann ich Ihr Gepäck transportieren?») Dabei ging es im Allgemeinen recht gesittet zu. Die Markfahrer stiegen aus, beladen mit Koffern und Taschen, winkten sich ihren Helfer aus der Bubenschar heraus – Körperbau und Wagengrösse mussten stimmen – und warfen ihre Siebensachen in das passende Gefährt. Dann trotten sie neben ihren «Fuhrleuten» her, über die Geleise zum Bahnhofplatz und die Strasse dorfwärts bis zum zugewiesenen Stand. Dort klaubte der Fahrer umständlich ein paar Batzen aus dem Geldbeutel; wenn's hoch kam, war auch mal ein Ein- oder gar Zweifränkler darunter. Die Knaben beeilten sich, wieder rechtzeitig am Bahnhof zu sein; man wollte sich das nächste Geschäft nicht entgehen lassen. Ich setzte das Fuhrgeld meist in die «Rössli-Riti» um; die Fahrt kostete damals 20 Rappen, daran erinnere ich mich noch ganz genau. Übrigens war der Vergnügungspark damals viel grösser als heute. Da standen neben der erwähnten «Rössli-Riti» noch eine «Ketteli-Riti» (mit an Ketten schwingenden Sitzen), eine

36

◀◀
Inserat im
«Frickthaler» vom
9. Mai 1931.

* Es handelt sich dabei nicht um einen Willkürakt der Fricker Behörden. Schulfreie Tage sind in der Verordnung über die Volksschule vom 29. April 1985 definiert (§15). Für lokale Anlässe kann die Schulpflege während eines Schuljahres zusätzlich nur zwei Halbtage schulfrei erklären. Andere schulfreie Tage sind nicht zulässig. Schulpflege und Gemeinderat bemühten sich in Aarau um eine Sonderbewilligung, die den lokalen Marktgewohnheiten Rechnung tragen sollte. Diese gemeinsame Intervention blieb erfolglos (Schreiben Erziehungsdepartement, 20. Februar 1987).



Gertrud Bloch,
eine Fricker
Marktfahrerin.

Schiffsschaukel und diverse Schiessbuden. Als die Schüler nicht mehr frei hatten, wurde der Park rapide verkleinert.

P: Ich kann mir vorstellen, dass das Ausbleiben der Schüler den Marktleuten auch geschäftliche Einbussen brachte.

B: In der Tat. Plötzlich klagten sie über rückläufige Geschäftseinnahmen. Aber man soll sich ja den Rückblick nicht mit negativen Dingen vergällen. Ich hoffe sehr, dass der Fricker Markt die «richtige» Grösse behält. Wo Märkte die vernünftige Grösse überschreiten, bekommen sie Show-Charakter. Die Zahl der Schaulustigen übertrifft dann jene der Kauflustigen, und dies wiederum trägt bei zum schlechtern Umsatz der Marktfahrer. Auch

von Verbandsseite stellte man dem Fricker Markt bezüglich Grösse und Leistungsvermögen stets ein sehr gutes Zeugnis aus.

P: Man merkt, Herr Balz, dass Ihnen das Wohl «Ihrer» Fahrer und des Verbandes auch heute noch sehr am Herzen liegt.

B: Das stimmt. Ich wollte meine Arbeit recht machen, ein gutes Verhältnis zu allen Beteiligten pflegen. Und ich denke, das ist mir ganz gut gelungen. Hier, dieses Schnapsservice hat mir der Verbandspräsident bei meinem Rücktritt im «Rebstock» persönlich überreicht. «In Anerkennung der guten Zusammenarbeit gestiftet: Schweizer. Marktverband» steht hier.

P: Herr Balz, ich danke Ihnen herzlich für dieses Gespräch.